

Das c in den Fremdwörtern der deutschen Sprache : II.

Autor(en): **B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **4 (1878)**

Heft 24

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-239258>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Consortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. IV. Jahrgang.

ZÜRICH, den 14. Juni 1878.

Nro. 24.

Der „Pädagogische Beobachter“ erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren. Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20. Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum.

B. Das c in den Fremdwörtern der deutschen Sprache.

II.

Wir erlauben uns, der Schmitz'schen Rechtfertigung einige Erwägungen entgegen zu halten:

1) Wo ist denn die Grenze zu ziehen zwischen den längst eingebürgerten Fremdwörtern, die Schmitz auch mit K und z schreibt, und den spätern, doch auch schon lange naturalisirten? Warum Körper (corpus), Krone (corona), Zins (census) u. s. w. nach der deutschen, dagegen die ebenso bekannten Punct, Cirkel, Cancel und Policei mit Schmitz nach der fremden Orthographie? Es lässt sich keine zuverlässige Grenze aufstellen. Die notwendigen Fremdwörter kommen in Gebrauch, bürgern sich allmählig ein und werden mit der Zeit Lehnwörter, d. h. das Laienauge sieht ihnen den fremden Ursprung nicht mehr an. In diesem letzten Stadium würde die fremde Orthographie sie auch mit K und z beehren; aber der Uebergang findet so unvermerkt statt, dass wir ihn unmöglich durch eine verschiedene Schreibung fixiren können. Daher das endlose Schwanken zwischen Klasse und Classe, Rasse und Race, Prinzip und Princip u. s. w. Hier hilft nichts als Konsequenz, d. h. eine Schreibweise für alle Fremdwörter; und da wol Niemand die uralten Körper, Kummer, Käfig, Karren, Katze und klar wieder in ein neues, fremdes Gewand zu stecken gedenkt, so bleibt nichts übrig als die Annahme der deutschen Schreibweise für alle Fremdwörter auf jeder Stufe der Einbürgerung.

2) Durch die fremde Orthographie ehren wir die fremden Wörter, sagt Schmitz. — Dies ist zweifelhaft. Man zeige beispielsweise einem Franzosen das Wort Construction und spreche es ihm als deutsches Fremdwort aus. Er wird unsere Behandlung seines Wortes eine barbarische Verhöhnung nennen. Die vollständige Veränderung der Aussprache macht ihn blind für die Ehre, welche wir dem Worte durch Beibehaltung der beiden c zu erweisen glaubten. Durch den Eintritt in eine andere Sprache wird jedes Wort lautlich und schriftlich mehr oder weniger entstellt und mit Rücksicht auf sein nationales Gepräge zu sehr misshandelt, als dass von Beehrung in diesem Sinne noch die Rede sein könnte. Doch lässt sich einem solchen Worte eine andere Ehre erweisen: man lohne ihm seinen Dienst durch die Artigkeit, dass man es nicht unnöthigerweise als Fremdling brandmarkt. Das unentbehrliche fremde Wort ist gerade so wichtig als ein eigenes. Nur ein aristokratischer Kastengeist kann ihm fortwährend seine fremde Herkunft vorkommen lassen. Wir stecken die Kinder unserer Waisenhäuser auch nicht mehr in eine Uniform, die dafür sorgt, dass sie neben glücklichern Gefährten stets an ihr herbes Loos erinnert werden. Im Geist der fortschreitenden Zeit

liegt eine abnehmende Engherzigkeit mit Bezug auf die Ertheilung des Bürgerrechtes. Die Sprache selber steht im Dienste des Zeitgeistes; sie ist dessen Ausdruck. Es entspräche daher ganz ihrem Charakter, wenn sich unser freie, republikanische Geist auch in der äussern Gestaltung der Sprache, hier speziell in der Schreibung der Fremdwörter, ein Bischen spürbar machte.

3) Durch die fremde Orthographie ehren wir, nach Schmitz, auch die Reinheit und Echtheit unserer eigenen Sprache. — Früher ging man in dieser vermeintlichen Beehrung so weit, dass die Fremdwörter in Schrift und Druck durch lateinische Buchstaben ausgezeichnet wurden, «eine der vielen Pedanterien, unter denen die äussere Gestalt und Kultur unserer Sprache so viel gelitten hat.» (Tobler.) Dadurch entstand ein störendes Zerrbild, das gleichzeitig ein stäter Vorwurf der Armuth gegen unsere eigene Sprache war. Heutzutage unterscheiden wir die Fremdwörter nicht mehr durch eine besondere Schrift, nur noch durch eine besondere Schreibweise. Dadurch sind die Farben des Zerrbildes etwas gemildert worden; aber am Grundsatz selber und an der Wirkung dieser Schreibweise auf unsere Sprache hat sich nichts geändert. Die ursprünglichen fremden Wörter Anker, dichten, falsch, klar u. s. w. stören heute die Reinheit und Echtheit unserer Sprache nicht mehr. Sie thäten es noch, wenn sie sich nicht der fremden Orthographie entrissen hätten. Daher schadet die fremde Orthographie der Reinheit und Echtheit unserer eigenen Sprache.

So laufen die angeblichen Vorzüge der fremden Orthographie selber auf eine Empfehlung der deutschen aus.

Auf k und z angewendet, verdient die deutsche Schreibung schon aus einem ganz formellen Grunde den Vorzug: sie ist in allen Fällen zuverlässig. c ist bekanntlich als Spirant unbrauchbar am Ende der Wörter (Notiz, Distanz, Tendenz, Horaz, Terenz), als Guttural vor e und i (Artikel, Partikel, Zirkel), ferner als Spirant ungebrauchlich in der Endung cen (Notizen, Distanzen u. s. w.) und als Guttural im Auslaut (Musik, Politik, Park). k und z finden also allgemeine Verwendung in allen deutschen Wörtern und als Lückenbüsser in einer Anzahl von fremden; deshalb sollte deren Gebrauch ausnahmslos auf alle Wörter der deutschen Sprache ausgedehnt werden.

Die deutsche Orthographie wird eigentlich durch die Widerlegung der fremden hinreichend gerechtfertigt. Dessen ungeachtet wollen wir sie noch zusammenhängend von einem andern Gesichtspunkte aus beleuchten, wobei aber gewisse Wiederholungen unvermeidlich sind.

Die Sprache ist ein Organismus. Sie ist todt oder lebend. Die todtete Sprache liegt versteinert in den Büchern begraben. Die lebende Sprache wird gesprochen und ist wie das Volk, dem sie zum Ausdruck des Denkens dient,

in einem steten Wandel begriffen. Einerseits wirft sie schwerfällige Formen und veraltete Wörter ab. In Folge des Fortschrittes und der Ausdehnung des internationalen Verkehrs werden jedoch immer grössere Anforderungen an sie gestellt. Um denselben zu genügen und das verbrauchte Material zu ersetzen, schafft sie sich neue Nahrungsquellen. Zwei der wichtigsten sind: Bildung neuer Formen durch Zusammensetzung (Eisenbahn; Weltschmerz), und Aufnahme und Assimilation von fremden Wörtern (Telephon; dichten, dictare). Hier haben wir es nur mit der letztern zu thun. Wie wichtig diese ist, beweist die unumstössliche Thatsache, dass wir über den einfachsten Gegenstand keine Viertelstunde lang ohne Fremdwörter sprechen können. Dennoch geniesst unsere Sprache, mit andern verglichen, den Ruf einer reichen Sprache. Da wir aber den relativen Reichthum einer Sache nicht fühlen, so lange uns der absolute Mangel drückt, so müssen wir zugeben, dass unsere reiche Sprache ohne Fremdwörter arm wäre. Hüten wir uns daher, die fremden Wörter der deutschen Sprache nur als eingeschlichene, geduldete Fremdlinge anzusehen. Unsere eigene Sprache hat sie aufgesucht. Und wenn sie auch nicht gerade dem Fleisch und Blut derselben angehören, d. h. keinen Antheil haben an ihrem grammatischen Bau, wie etwa die Flexionsformen, die Verhältniss-, Binde-, Für- und Hilfszeitwörter, so bilden sie doch solide, nothwendige Knochen des Skelettes. Reisst sie heraus, und der ganze Sprachkörper sinkt kraftlos zusammen. Die fremden Wörter bilden die eigentliche Nahrung der Sprache, und auch hier gilt der Grundsatz: Je vollständiger die Assimilation der Nahrungsstoffe, desto wolthuernder die Wirkung auf den ganzen Organismus. So erklärt sich das Bestreben der Sprache, fremde Elemente aufzunehmen und zu assimiliren. «Pält von ungefähr ein fremdes wort in den brunnen einer sprache, sagt J. Grimm, so wird es so lange darin umgetrieben, bis es ihre farbe annimmt und und seiner fremden art zum trotz wie ein heimisches aussieht.» Auf diese Weise ist die lange Reihe der Lehnwörter, d. h. der alten, kaum mehr erkennbaren Fremdwörter, entstanden, von denen hier beispielsweise nur die bekanntesten mit dem Anlaut K folgen: Käfig, Kaiser, Kamin, Kammer, Kampf, Katze, Keller, Kelch, Kerze, Kette, Kirche, klar, kochen, kosten, Kreuz, Kummer, Kupfer, kurz. — Keines dieser Wörter ist echtdeutsch, und doch dürfen wir sie nicht fremd nennen, so ganz deutsch, d. h. volksthümlich sehen sie alle aus. Bedauern wir etwa dieses Absorptions- und Assimilationsvermögen unserer Sprache? Ferne davon. Wir wissen ihr im Gegentheil Dank dafür, dass sie im Stande ist, sich zu erhalten und zu bereichern, ohne unter dem Einflusse des Fremden ihren einheitlichen deutschen Charakter einzubüssen. Um sie aber in diesem Bestreben unterstützen zu können, allerwenigstens um nicht gegen den Geist unserer eigenen Sprache zu handeln, wollen wir nachsehen, worin denn eigentlich eine so vollständige Einbürgerung eines Fremdwortes besteht.

Die Schulbankfrage in Zürich.

So betitelt sich eine Schrift von 24 Seiten gross Oktav sammt einigen artistischen Beilagen, von der Stadtschulpflege Zürich zum Druck, aber nicht in den Buchhandel gegeben. Sie ist verfasst von Sekundarlehrer Koller und enthält den Bericht einer von der Pflege bestellten Schulbankkommission über die von ihr gelöste Aufgabe. Für Schulbehörden, die sich für die Angelegenheit interessieren, ist die Broschüre wol bei der Kanzlei der Stadtschulpflege erhältlich.

Zu den Berathungen der Kommission wurden auch ausserzürcherische Aerzte und Schulmänner beigezogen und aus Deutschland schriftliche Gutachten eingeholt. Eine

veranstaltete Schulbankausstellung wies hauptsächlich drei Systeme auf: Bänke mit Klappsystem, mit Schiebvorrichtung und Pültchen mit freistehenden Sesseln.

Die Kommission fixirte ihre Untersuchungen und Berathungen auf die Punkte:

1. Distanz, horizontale, betreffend Tischrand und Sitzrand.
2. Lehne. 3. Neigung der Tischplatte.
4. Klappen und Lesepult. 5. Differenz (Höhenabstand).
6. Dimensionen (Platzraum).
7. Fussbrett. 8. Zahl der Sitze. 9. Bücherbrett.
10. Tafelbrett. 11. Gestell (Seitenwände).
12. Charnire (für die Klappstische). 13. Holzart.
14. Bemalung. 15. Dintengefässe.

Die Minusdistanz wurde auf 3 cm festgesetzt, d. h. die Tischplatte ragt um so viel über die Sitzbank hin. Die Bänke für Knaben erhalten zwei Querlehnen für den Rücken, diejenigen für die Mädchen nur eine (obere) etwas breitere. Die Neigung der Tischplatte beträgt auf 40 cm Tiefe 14°. Ein Leistenrand nach unten wird nicht angebracht. Die Klappstische wurden den Schiebtischen vorgezogen. Sehr gut macht sich nur eine Klappe für die zweiplätzig Bank. Die umgeklappte Tischplatte dient als Lesepult. Die Höhenmasse wurden durch genaue Schülermessungen (stehend Körperlänge, sitzend Oberarm- und Unterschenkel-Länge) festgestellt und darauf eine Massentabelle für acht Banknummern geschaffen. Mess- und Masstabellen sind der Schrift beigegeben. Die Dimension (die Platzbreite) für einen Schüler erhielt für die Primarschule (6. bis 13. Altersjahr) 60 cm, für die Sekundarschule 70 cm, (für eine Zweisitzbank das gedoppelte Mass). «Ohne Fussbretter werden die Subsellien für die Elementarschüler so niedrig, dass sie den Verkehr des Lehrers mit den Schülern sehr erschweren. Durch die Annahme der Fussbretter wurde möglich, eine einheitliche Bankhöhe von 75 cm zu erzielen. Nur die Banknummer V wird um 2 cm niedriger, weil da das Fussbrett wegfällt. Die höhern Nummern steigen auf 77, 82 und 87 cm.» Betreffs der Zahl der Sitze haben sich die Zweiplätze durchaus bewährt. Das Bücherbrett wird unter der Tischplatte angebracht, 14—14,5 cm tiefer als der Rand desselben. Ein Tafeleinschiebraum an der Stirnwand der Bank fällt weg, seit man die Schiefertafel zu entbehren sucht. Die Seitenwände der Bänke sind Gussgestelle, und zwar der grössern Leichtigkeit und architektonischen Schönheit wegen durchbrochene. Sie stehen auf eichenen Schwellen, auf die sie mittelst durchgehenden Mutterschrauben befestigt sind, deren Schlüsselköpfe im Falle Lockerwerdens angezogen werden können. Die Charnire für die Tischklappen haben sich bewährt. Eine Gefahr betreffend Einklemmen der Finger oder dgl. hat sich nicht gezeigt. Tischblätter und Schwellen sind aus Eichenholz gefertigt, alle andern Holztheile aus Tannenbrettern. Deren Bemalung ist — als für das Auge am zuträglichsten — Eichenholzimitation; die Eichenholztheile werden dreifach firnisst; der Guss erhält eine grüne Farbe; die Durchbruchränder sind bronzirt. «Das Dintengefäss ist die bekannte runde tiefe Glasschale; es steht in einem viereckigen Behälter aus Zinkguss; dieser ragt in den Bücherraum hinunter, ist aushebbar und durch eine Holzverschalung geschützt. Blechdeckel (schwarz angestrichen und mit Schrauben am Tisch befestigt, leicht im Auf- und Zuklappen) haben die Dinte vor Staub zu schützen.» Die technische Ausführung fiel der Firma Wolf und Weiss in Zürich zu und die Stadtschulpflege «kann dieses technische Bureau den Schulbehörden zur Lieferung von Schulbänken mit allem Recht empfehlen».

Die Stellung der Bänke in den Schulzimmern geschieht derart, dass die Zweisitzer einander Schwelle an Schwelle hintergereicht werden, so lange nicht etwa ein